

Claudia Koppert

Im Vogelgarten

Erzählungen

Claudia Koppert, 1958 in Heidelberg geboren, ist nach einem Studium der Sozialarbeit als Lektorin tätig, seit Langem freiberuflich. Daneben eigene publizistische Arbeiten zu politischen Themen. Ihr erster Roman, *Allmendpfad*, erschien 2003, der zweite, *Sisterhood – eine Sehnsucht*, 2014. Sie lebt zwischen Bremen und Hamburg im Dorf Stapel.
Mehr unter: www.claudiakoppert.de

Viola Konrad, 1989 in Rosenheim geboren, und Tilman Koppert, 1991 in Heidelberg, erlangten 2017 ihren Bachelor of Arts in Mediendesign. Für ihr Projekt *Dröhnend still* bekam Konrad die Auszeichnung »Best of the Best« beim Red Dot Junior Prize. Für ihre gemeinsame Arbeit *Grandstories* wurden sie bei den D&AD Awards mit Gold (Yellow Pencil) und beim ADC-Wettbewerb mit einem Silber-Nagel ausgezeichnet.



© 2019 by Verlag Atelier im Bauernhaus
28870 Fischerhude

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Wolf-Dietmar Stock
Cover- und Buchgestaltung: Viola Konrad, Tilman Koppert

ISBN 978-3-96045-025-2
www.atelierbauernhaus.de

Claudia Koppert

Im Vogelgarten

Erzählungen

Mit Illustrationen von
Viola Konrad und Tilman Koppert

Verlag Atelier im Bauernhaus

Inhalt

- 7 Was zählt
- 19 Vegavis, Liberté und die jüngst
überstandene Influenza
- 27 Er ist ein Star
- 37 Der Tag und seine Meldung
- 45 Kohlmeisisch – Deutsch
- 51 Auf Stimmenfang
- 61 Sonnenbad
- 69 Briefkasten-Blues
- 79 Die Schönen kommen
- 89 Ruhe bewahren und weitermachen
- 97 Wir Spitzenprädatoren
- 107 Es ist Kunst – Spatzenkunst!
- 113 Der Tod der Katze, die Sommer
der Grauschnäpper
- 125 Steigendes Moosfieber
- 141 Was lohnt
- 149 Winternest

- 160 Ausgewählte Literatur



Was zählt

Morgens im ausgehenden Winter die ersten Handgriffe draußen. Sonnenblumen- und Getreidekerne rieseln zwischen die Acrylglascheiben des Futterhauses, eine Amsel wartet, dass Kerne unten durch den Spalt rutschen. Sie duckt sich nur der Form halber vor mir weg, behält mich aber im Auge, ich sie: Auge in Auge, kaum einen halben Meter Abstand, unser beider Pupillen ruhig, fast stillgestellt. In ihren irisiert fern die Frage, ob sie mir auch heute Morgen trauen kann.

Zwei Blaumeisen fliegen die Futtersäule an, da bin ich noch dabei, sie in den Birnbaum zu hängen. Schwingenschlagen in hektischer Scheu, begieriges Futterpicken, sich nah und näher an die spendablen Finger wagend. In ein paar Wochen ist es mit unserer spannungsvollen winterlichen Vertrautheit vorbei, dann höre ich auf zu füttern, es wird nur noch hie und da eine Fettkugel hängen. Jetzt noch frisches Wasser in die Vogeltränke.

Die Hündin eilt unterdessen durch den weitläufigen Garten, vollzieht die Spuren der Nacht nach, verbellt etwas. Sie ist alt, aber am Morgen ist sie jung. Als sie tatsächlich

jung war, hat sie sich Vögel geschnappt wie eine besonders draufgängerische Katze und sie sofort verschluckt, wenn sie die Beute auslassen sollte.

»Sind das eure Tauben?«, fragt schon mal eine Besucherin, auf das eindringliche Gegruh bei uns aufmerksam geworden.

Ich glaube nicht, dass die Tauben sich als »unsere« betrachten, obwohl sie immer hier sind. Auch wir betrachten sie nicht als »unsere«. Einmal habe ich einem Paar Eier aus dem Nest geklaut, nachdem sie im Gemüsegarten so viel zerrupft und Saatbohnen aus der Erde gepickt hatten. Sie sind unsere und sie sind nicht unsere. Ich meine, an dem Punkt sind wir uns mit den Tauben, etlichen Ringeltauben und einem Türkentaubenpaar, einig. Die Hündin dagegen trägt es vor sich her, dass sie unser Hund ist und ein Amt innehat. Sie wacht über allem und hält insbesondere streunende Nachbarkatzen vom Garten und seinen Vögeln fern.

Jetzt am Morgen warten die drei Heidschnucken am Weidetor auf ihr Heu. Im Winter haben sie jeden Grashalm bis auf den Wuchsansatz abgefressen. Sie riechen an meiner Hand, knabbern probeweise am Jackenärmel, ziehen sich ein Maulvoll Heu aus meinem Arm. Anfassen lassen sie sich aber nicht. Auch sie sind unsere und ebenso nicht unsere. Ihre Pupillen sehen aus wie schwarze Fenster, rechtwinklig, langgestreckt, bei starker Helligkeit verengen sie sich zu waagrechten Schlitzern. Wie kommt diese moderne Rechtwinkligkeit in ein Schafauge?, habe ich mich anfangs gefragt. Handelt es sich um ein Fenster in die Heidschnuckenseele? Inzwischen weiß ich: Diese Pupillenform gewährt den Panoramablick, den Pflanzenfresser benötigen, um nicht zur leichten Beute zu werden.

Die Obstwiese ist groß genug für zwei bis drei Schafe. Gerade sind es drei, zwei junge und ein altes. Die Alte hat ei-

nen doppelt so großen Schädel wie die jungen, der Schädel wächst das ganze Schafleben lang weiter, dafür hat sie kaum noch Zähne, mager ist sie geworden, aber beim Fressen hält sie eisern mit den jungen mit. Nein, wir essen die Schafe nicht. Wir bieten ihnen Fressgelände, sie ersparen uns dafür viele Stunden Maschineneinsatz. Sie verputzen auch das heruntergefallene Obst, Laub, sogar meistens die im Winter geschnittenen Zweige, spätestens davor würde jeder Rasenmäher kapitulieren. Wie die Obstbäume selbst sind die Köttel der Schafe eine Nährwiese für vielerlei Insekten, von ihnen wiederum ernähren sich die Vögel.

Leben die Vögel bei uns, oder wohnen wir doch eher bei ihnen? Die Vögel waren jedenfalls schon da, als Bille und ich vor Jahren das Haus inmitten des großen, eingewachsenen Gartens bezogen. Es war uns angenehm, dass immerzu Vögel zu hören waren und oft genug auch zu sehen. Nicht damit gerechnet hatten wir, wie nah uns die Vögel mit der Zeit kommen würden. Das fing bei den Materialverwertungen an. Bille kippte den Sammler unseres Staubsaugers auf dem Komposthaufen aus. Im Herbst, wenn ich die Nisthöhlen in der Nähe des Komposts leerte, traf ich auf unsere alten Staubflusen, eingearbeitet in die Brutmulde von Nestern. Manche Vögel sparen sich so die Suche nach Spinnweben oder Spinneneierkokons.

Genauso wenig hatten wir damit gerechnet, dass die Vögel unseren Garten mitgestalten würden und uns das nach anfänglichem Zögern willkommen wäre. Überall verstreuen sie ihren mit Pflanzensamen angereicherten Kot. Die meisten dieser Pflanzanregungen verwerfen wir zwar, aber einiges, was sich auf diesem Weg ansiedelt, darf sich gern ausbreiten. Salomonsiegel, eine palmwedelartige Waldstaude, die blauschwarze Beeren ausbildet, müssen Vögel hierher gebracht haben, wir waren's nicht. Das blassro-

sa blühende, wuchernde Seifenkraut, wir waren es nicht. Tausend auflaufende Holunder, Pfaffenhüte, Stechpalmen, Traubenkirschen, Heckenrosen ... Sie säen, wir führen Regie und wählen aus, lassen stehen oder hacken ab.

»Warum macht ihr euch denn so viel Arbeit?«, werden wir gefragt. Die Frage liegt in der Luft, wir alle atmen diese Luft, fächeln sie uns zu: Bloß keinen Stress. Bloß nicht diesen Stress.

»Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Brombeeren – was sind das denn für Sträucher? – Jostabeeren, Heidelbeeren: Das muss doch alles geerntet und verarbeitet werden!«

»Wir stehen nicht allein, wir haben Erntehelfer«, antwortete ich leichthin. Die Vögel sind wild auf die Beeren, sie verfüttern sie sogar ihrem Nachwuchs. Allerdings müssen wir mit Netzen abdecken, was wir für uns haben wollen.

Der Garten ist nicht zuletzt dank der Vögel auf unübersichtliche Art schön. Heckenstreifen an den Rändern, die sich verdoppeln, weil sie mit den Hecken unserer Nachbarn zusammenwachsen, Heckeninseln mittendrin – die Vögel haben uns mit den Jahren begreiflich gemacht, was sie brauchen. Die Hecken hüten wir, entwickeln sie weiter, mehr Dickicht, mehr Früchte tragende Sträucher, mehr Sträucher, die im späten Sommer, eingangs des Winters oder bereits im Vorfrühling blühen. Wir waren dabei, nach und nach alle Fichten zu fällen, die den Garten umgaben – bis wir darin alte Vogelnester entdeckten und die Beobachtung machten, dass sie im Winter, in der laubfreien Zeit, Vögeln Unterschlupf boten. Also ließen wir einige Fichten und eine Douglasie stehen. Neben den Hecken gibt es grauknöchrige, bemooste Obstbäume, Rasenstücke, Beete, fast versteckt die Sitzplätze der Menschen, die hier mit uns woh-

nen. Die Krone der zwei Jahrhunderte alten Rotbuche ragt immer noch weit in den Himmel, überragt das Haus und verleiht dem Gartengelände selbst dort Tiefe und Höhe, wo ihre ausladenden Äste nicht hinreichen. Die Buche bildet ihren eigenen Kosmos – mit Vögeln. Selbst die Nachbarschaft nimmt Anteil am ungewöhnlichen Flugbetrieb im Frühjahr und Herbst, wenn die Buchenkrone zum Sammelplatz der Stare wird. Anderes bekommen selbst wir nur zufällig mit: Vor Jahren abendliche Luftkämpfe zwischen Waldkäuzen und Rabenkrähen oder an einem Apriltag zwei Störche, die den Baum im Versuch zu landen umkreisten, was aber das örtliche Krähengeschwader unter großem Gekrah zu vereiteln wusste. Als wir kamen, war die Rotbuche fünfunddreißig Meter hoch, inzwischen mussten wir sie mehrmals beschneiden lassen, sie hat an Höhe verloren, der Brandkrustenpilz macht ihr zu schaffen, dazu die stärkeren und häufigeren Sommerstürme. Aber fürs Erste gelingt es uns noch, die Buche und ihren Kosmos zu erhalten, zumal eine Baumschwester ihr weiterhin zur Seite steht, Buchen gelten als gesellige Bäume. Diese zweite Rotbuche im selben Alter erlitt bei einem Orkan schwere Schäden, so dass wir die Krone abnehmen mussten. In sieben Metern Höhe, wo ein kleiner Ast austrieb, ließen wir den Schnitt machen, und siehe da, aus dem kleinen Ast am mächtigen, längst hohlen und von Spechten gelöcherten Stamm entwickelte sich zu unser aller Überraschung in wenigen Jahren ein gewaltiger, baumartiger Stämmling, der sich gemeinsam mit der hohen Buche im Frühjahr begrünt, als ob nichts wäre.

In der Fläche, auf den Beeten, wechselt von Monat zu Monat der Tisch für die Insekten und damit das Farbenspiel. Im April dehnt sich ein lichtblaues Pünktchenmeer aus Vergissmeinnicht bis in die Buschränder, darin dümpeln großgewachsene Silberlinge in Purpur und Weiß. Ihnen fol-

gen im Frühsommer Lupinenkerzen in beinahe allen Regenbogenfarben. Wer uns im Juni besucht, steht vor Klatschmohngeflimmer im wüchsigen Kartoffelkraut oder findet sich umstellt von übermannshohen Fingerhutspießen. Sie haben sich selbst in Stellung gebracht, meine Hilfstruppen im Kampf gegen die Vergeblichkeit. Ab Juli sind es dann zitronenhelle Nachtkerzen und Stockrosen im Rotkaleidoskop, die alles Geordnete, alle Gartengemütlichkeit sprengen, selbst aus Sträuchern ragen ihre blütenbesetzten Stängel heraus.

»Das sind alles gewöhnliche Pflanzen, sie säen sich selbst aus und suchen sich ihren Platz. Der Wind und die Vögel helfen ihnen dabei«, sage ich zu Besuchern. »Es sieht nach mehr Arbeit aus, als es ist.«

Blühfuror, Wuchsfuror selbst bei den Kulturen, die ich anpflanze. Feuerbohnenlippen-Orange knallt aus tiefem Blattgrün. Salate gewinnen schon mal den Umfang von Riesentorten, dicht stehende Mangoldblätter in feistem Spinatgrün zwingen die Erdbeeren in den Schatten. Die wächsern anmutende edle Teichrose droht vom tausendfingrigen Sumpfbloodauge überwuchert zu werden. Wie ein Königinnenmantel legt sich mir die allgegenwärtige, allgemeine Fruchtbarkeit über die Schultern und hüllt mich ein. Alles schießt ins Kraut, überall schießt Kraut. Alles sind unsere Pflanzen und sind es doch nicht. In der Saison flimmert die Luft von winzigen, tanzenden Fruchtfliegenschwärmen. Libellen schießen hin und her. An allen Ecken und Enden hängen Nistkästen für Vögel. Oft genug scheint die Luft zu bersten und zu platzen – vom Schall der rasend Grashalme rasierenden Mähwerke der Nachbarschaft oder unseres eigenen, klar, aber eben auch vom Tschilpen, Gurren, Trommeln, Rufen, Schreien der Vögel.

In den Wintermonaten liegen bei den Obstbäumen Ber-

ge abgeschnittener Zweige. Jeder Schnitt ist für den Baum eine Wuchsanregung, ohne Schnitt wären die Obstbäume schnell überaltert und brächen zusammen. Auch die Heidschnucken wissen es zu schätzen: Wer schneidet, wird mit ekstatischem Gemäh begrüßt, früher mein Vater, jetzt mein Cousin, ein Physiker, der sich nach dem Berufsleben der Pflege von Streuobstbäumen verschrieben hat. Die drei stürzen sich auf die herunterfallenden Äste, ziehen sich die feinen ins Maul wie Salzstangen, knabbern Rinde und Knospen. Den ganzen Winter über stehen sie sich die Beine in den Bauch und lassen die Zweighaufen allmählich schwinden.

Wir bekommen Komplimente. Dieser Garten erinnere sie an den Bauerngarten ihrer Großmutter, sagt eine Besucherin, versetze sie zurück in Kindheitstage, seit fünfzig Jahren habe sie keinen so üppigen Garten mehr gesehen, überall blüht etwas, überall etwas zu naschen, da und dort versteckt ... Ich überschlage: Wie alt wird sie sein, wie alt ihre Mutter schätzungsweise? Die Großmutter, noch im 19. Jahrhundert geboren und aufgewachsen, muss ihren Blumen- und Selbstversorgungsgarten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts betrieben haben. Wir haben einen Garten aus einer längst vergangenen Zeit, einen Garten außer der Zeit.

»Stimmt nicht«, sagt Bille, »solchen Gärten gehört die Zukunft.«

Neunzig Prozent der heutigen deutschen Gärten seien »Psychopathengärten mit heruntergehobeltem Psychopathenrasen«, sagt der bekannte Vogelkunde-Professor Peter Berthold. Es sei eine »Frechheit, ein Stück des von Gott gegebenen Landes so zu missbrauchen!«

Bille und ich unterhalten uns, ob es sinnvoll ist, in dem Fall von Psychopathologie zu sprechen. Als Psychologin

hat sie die in Frage kommenden Stichworte aus dem internationalen Diagnoseschlüssel seelischer Krankheiten parat: schwerwiegende Persönlichkeitsstörung geprägt von Zwangshandlungen, bestimmt von enormer Angst vor Kontrollverlust, Angst, dass einem, was wächst, über den Kopf wächst, Ordnungszwänge, Eingrenzungs- bis hin zu Vernichtungsimpulsen, die kaum zu regulieren sind.

»Aber es ist fraglich«, sagt Bille, »ob man von Psychopathologie sprechen kann, wenn die Bevölkerungsmehrheit davon betroffen ist.«

Ich meine, was in den Gärten zur Pathologie und Lebensfeindlichkeit entgleist, ist ein zutiefst menschlicher Antrieb: sich eine sichere, nährnde Umgebung zu schaffen. Aber wir leben seit Langem nicht mehr in der Wildnis, und wir haben für alles maschinelle Verstärkung.

Am letzten Sonntag wollte der neue Freund meines alten Freundes Jens angesichts der herumhüpfenden, kreuz und quer durch den Garten flatternden Vögel wissen: »How many different kinds of birds do you usually watch in a year, do you know?«

Vögel lagen ihm sichtlich fern, aber da Jens ihn nun einmal zu uns geschleppt hatte, hätten ihn, wenn überhaupt etwas, dann diese Zahlen interessiert.

Warum nicht. Es gibt heute schon Immobilienangebote, die nicht nur die Grundstücksquadratmeter eines Hauses, Baujahr, Wohnfläche und Zimmerzahl nennen, sondern auch bis zu wie viele Vogelarten im Jahr im Garten gesichtet werden können. Vogelartensichten ist Trendvolkssport Nummer 1, sagt Jens schon lange, erfreut über das Interesse, erfreut, dass seine Leidenschaft für Vögel jetzt von so vielen geteilt wird, skeptisch, was manche Methoden angeht. Nicht nur ornithologisch bewanderte Amis und Bri-

ten reisen um die halbe Welt, um Exemplare dieser oder jener Spezies zu Gesicht und auf ihre Jahresliste oder sonst eine *Big List* zu bekommen. Da werden *Birdraces* ausgetragen – ganze Vogelbeobachter-Teams treten gegeneinander an –, die *Twitcher*-Szene ist hochmobil und bestens vernetzt. Schon manchem seltenen Vogel, hinter dem eine Meute *Twitcher* mit ihren hochauflösenden Teleskopen her war, wird das schwer zugesetzt haben. Selbst eine Edelfeder mit Sinn für die Gefederten wie der amerikanische Großschriftsteller und leidenschaftliche Vogelbeobachter Jonathan Franzen soll »A good bird!« ausrufen, wenn ihm ein Vogel sehr schön, selten oder auf andere Weise speziell erscheint.

Die Vögel bei uns wären so gesehen *Bad Birds*, weil Allerweltsvögel und in den seltensten Fällen speziell. Sie halten sich in den hiesigen Gärten auf, leben ihr Leben und erinnern uns daran, dass die Grundstücksgrenzen in der Vogelperspektive völlig belanglos sind. Ganz gewöhnliche Grenzgänger und Anarchisten also.

Ich hatte die beiden die Einfahrt entlangkommen gesehen. Jens, angeregt, heiter, schon gleich die Hand hinters Ohr gelegt: »Hör mal, ist das nicht ... das ist doch ...« So dass ich selber die Vogelrufe einen Augenblick lang noch intensiver wahrnahm als sonst, wertvoll, im Wert ins Wunderbare gestiegen durch Jens' kundige Aufmerksamkeit. Dem gutaussehenden Typ neben ihm dagegen erschienen die Dinge hier ganz offensichtlich niedersachsenmäßig niedrig, zumindest nichtssagend provinziell. So kamen sie an unserem Parkplatz unter der Buche vorbei, Jens wies auf die von Krähen verschissenen Autos.

Eine halbe Stunde vorher hatte er angerufen: »Seid ihr da? Ich bin mit Arved unterwegs, wollte ihm die Gegend zei-

gen. Er ist Amerikaner, ein Kollege, mehr als ein Kollege, sehr, sehr nett. Können wir bei euch vorbeikommen, jetzt gleich? – Ja! Ihr seid meine Rettung. Habt ihr vielleicht –«

Das hatten wir: frischen Apfelstrudel gebacken mit unseren Roten Boskop vom Vorjahr. Arved kam beim Strudel allmählich an, sprach über verwandte Teigrollenrezepte – in welchen Ländern er Wraps, Burritos, Börek und die verschiedensten Strudel, womit gefüllt, gegessen hatte. Jens hatte ihm auf ihrer Landpartie das Nachbardorf gezeigt, wo er aufgewachsen und herumgestreunt war, mehr unter Vögeln als unter Menschen.

Uns und das Grundstück stellte er als originelles Herbergsprojekt für Vögel und Insekten vor und: »Ein bisschen auch für Menschen, oder?«

Ich zeigte den beiden das frisch gebaute Moosnest eines Zaunkönigs: hineingearbeitet in den mit kirschroten Kunstseidenbändern umwundenen Weidenkranz an der Haustür unserer Mieter. »Guckt mal, der geschickte Nesteinstieg von der Seite. Ich bin gespannt, ob eine Zaunkönigin die Bruthöhle für gut befinden wird.«

Jens schrillerte gleich los und machte das Zaunkönigpaar nach, wenn das Weibchen das Nest angenommen hat: Intro, schmetternde Trillerphrasen, spitziges Tongestichel, inbrünstig der König, dezenter die Königin ... Tatsächlich, das hatten Bille und ich schon gehört, wenn auch nicht als Duett. Allerdings hätten wir diese fulminante Sangeskraft kaum dem Vögelchen zugetraut, das wie eine Tiefflugmaus vor unserem Küchenfenster herumgehuscht war und von der Wegkante Moos abgezupft hatte, seine Schwanzfedern dabei zittrig in die Höhe gestellt. Der grammleichte Vogel ein einziges Lebenszittern.

Wie viele Vogelarten sich in unserem Garten im Lauf eines Jahres aufhalten? Hinterm Haus, wo jetzt die Meisen

an der Fettkugel picken, wenn sie niemand stört, könnte ich anfangen zu zählen: Blaumeisen, Tannenmeisen, Kohlmeisen, zwei Schwanzmeisen, Sumpfmeisen – oder sind es doch die selteneren Weidenmeisen? Derzeit tummeln sich dort auch zwei Rotkehlchen, zwei Heckenbraunellen, ein Erlenzeisigweibchen, vier Feldsperlinge, ein Gimpelpaar. Von manchen wie Mönchgrasmücke oder Kleiber erfuhr ich zum ersten Mal, als Jens ihre Rufe erkannte. Ich habe sie nie gezählt; nicht einmal notiert, wie viele Nistkästen in einer Saison erfolgreich verlassen, wie viele Gelege aufgegeben wurden, wie viele Jungvögel tot zurückblieben. Selbst, wie viele Nisthilfen wir haben – ich weiß es nicht, Dutzende. Ich habe stets nur neue angeschafft, mehr davon aufgehängt. Bisher habe ich es mit diesem großen Garten gehalten wie Edward Lears *Young Lady* mit ihrem großen Hut: In seinem Schmuck nisten die Vögel. Sie bringen ihn etwas durcheinander, aber das macht ihr gar nichts aus, im Gegenteil, alle Vögel sind ihr hoch willkommen. Lears Limerick im Original amüsierte am letzten Sonntag sogar Arved.

*There was a Young Lady whose bonnet,
Came untied when the birds sate upon it;
But she said: »I don't care!
All the birds in the air
Are welcome to sit on my bonnet!«*



Vegavis, Liberté und die jüngst überstandene Influenza

23. März. Heute früh glühten am Himmel auffallend dichte orangerote, zu den Rändern hin pulverisierte Kondensstreifen. Dort oben war die Sonne bereits aufgegangen. Erstaunlich viele Kondensstreifen, ansonsten: nichts, Stille. Wie in den letzten Tagen keine Wildgänse, keine Kraniche, weder zu hören noch zu sehen. – Sie sind durch, hier ist ihr Zug für dieses Frühjahr abgeschlossen. – Selbst der Himmel schien aufzuatmen, ja aufzublühen vor Erleichterung: Sie haben es geschafft. Feierlich und exakt zeichneten die Kondensstreifen den Vogelzugkorridor nach, ein langes, leuchtendes »Hier zogen sie!« am Firmament – von Südwesten her ein wirres Linienbündel, das sich über uns, bei allem Kreuz und Quer, ganz allmählich gegen Nordost aufzufächern begann.

Hier zogen sie Richtung Ostsee, Richtung Skandinavien oder Baltikum auf ihrem Weg in die Tundra jenseits des Polarkreises. Um im arktischen Sommer ihre Brut aufzuziehen. Um in den hellen Polarnächten Gras zu zupfen, sich rund um die Uhr ein Fettpolster anzufressen und im Herbst dann in der Gegenrichtung wieder über uns hinweg zu fliegen. Fünf- bis sechstausend Kilometer Transit vom Eismeer an die

Nordsee, den Niederrhein, in die Niederlande, Normandie, Camargue, Extremadura, nach Andalusien ... Jede Gänseart und Kranichpopulation hat ihre bevorzugte wintermilde Landschaft. Und wir hier unten recken die Hälse nach ihnen, zweimal im Jahr transeuropäisch-sibirisches *Flyover-Country*. Fliegen sie tief genug, hört man ihre Flügel rhythmisch schlagen. Gelegentlich lassen sich sogar die Schreie entlang der Keillinien orten, die sie im Zug bilden. Der Schrei des Tiers an der Spitze, das eine Weile für den Auftrieb sorgt, die vereinzelt Antworten von hinten, aus den in einem fort kürzer oder länger, steiler oder flacher werdenden Schenkeln. »Die leben in ihrer eigenen Welt«, denke ich noch jedes Mal, eine, die es seit Urzeiten gibt. Schon die Saurier hörten die Rufe der frühen Wildgansverwandten *Vegavis iaaii*. Mit Hilfe von *CT-Scans* hat jetzt eine Paläontologin aus Texas in der Brust eines sechshundsechzig Millionen Jahre alten *Vegavis*-Fossils die *Syrinx* entdeckt. Es ist die früheste nachgewiesene *Syrinx*, jenes Organ aus mineralisierten Knorpelringen, das Vögeln das Singen und Rufen aus tatsächlich tiefem Herzen erlaubt. Sechshundsechzig Millionen Jahre, spätkreidezeitliche Landschaften, *Vegavis*-Rufe, zirpende Insekten – hinterfangen oder übertönt von ungeheuerlichem Reptilienzischen, Sauriergrollen. Weit und breit und für weitere x Millionen Jahre nichts auch nur Menschen-Ähnliches in Hörweite. Der Landstrich hier wie nahezu das gesamte norddeutsche Flachland von einem warmen Meer eingenommen. Im Schnitt war es 8,5° Celsius wärmer als heute.

Manchmal bilden die Kraniche und Wildgänse im Zug auch nur einen schrägen Strich mit einem kurzen Haken an der Spitze: abgehakt, alles okay.

In diesem Winter war allerdings überhaupt nichts okay.

»Was war das für ein Scheißwinter«, so Jens am Sonntag. Was ist schon zu erwarten, wenn sich selbst ein US-Präsi-

dent morgens aufputscht, indem er sich auf seine Feinde einschießt? Und alles, was schon vorm Winter beängstigend war, wurde alltäglich, sagte Jens: »Terror, Übergriffe, entfesselter Hass«. Dazu passend fingen auch noch Vögel an vom Himmel zu fallen. Ein neues hochpathogenes Geflügelpestvirus war erstmals im vergangenen Sommer bei Wildvögelkadavern an der russisch-mongolischen Grenze festgestellt worden und trieb Wissenschaftlern Sorgenfalten auf die Stirn. Der spätherbstliche Vogelzug entpuppte sich als Seuchenzug. Unter den Wildvögeln grassierte die neue Geflügelpest, sie starben, und sie steckten an. Hier in der Region traf es Graugänse, Nilgänse, Ringelgänse, eine Saatgans und verschiedene Greifvögel, vereinzelt zwar, aber das Virus gelangte in die riesigen, dicht besetzten Zucht- und Mastställe der Geflügelwirtschaft, hundertsechs Millionen »Stück« Geflügel allein in Niedersachsen. Trieb es der Wind durch die Lüftungsanlagen, war infizierter Vogelkot auf die Einstreu gelangt? Genau weiß man nur: War das Virus erst einmal da, verbreitete es sich zwischen den Stallanlagen durch mangelnde Hygiene weiter. Das große Keulen begann, Hunderttausende Puten, Enten, Gänse, Legehennen wurden vernichtet, immer neue behördliche Anordnungen erlassen, die Stallpflicht für alles Nutzgeflügel. Die freilaufenden Enten bei uns am Dorfteich wurden vor Weihnachten geschlachtet. Bis März durfte sich keine zahme Ente mehr blicken lassen. Seine über zweihundert Legehennen mit ihren Bewachungshähnen schob Sven Overbeck in ihrem Hühnermobil von der Weide in eine Halle, wo sie über Winter wenigstens herumlaufen und in einer Sandecke scharren konnten. Glücklicherweise hatte sein Vater die gesamte Getreideernte des letzten Sommers schon verkauft, der Milchpreis war unterirdisch gewesen, aber der Getreidepreis passabel, so dass die Halle leer gestanden hatte. Bei

ihren 6 500 Zuchtputen befolgten die Brüder Intemann die verschärften Hygienevorschriften mit Erfolg, es kam bei ihnen zu keinerlei Ansteckungen. Die Puten wurden nach sieben Monaten Eierlegen wie gewöhnlich geschlachtet.

Zu berichten ist nur ein einziger Vorfall: Beim Verladen für den Schlachthoftransport setzte sich eine Pute ab. Adrienne fand sie auf dem Hundespaziergang. Etwas leuchtend weiß Gefiedertes saß im stürmischen Novemberregen zusammengekauert an einem Graben, keine zweihundert Meter vom Stall entfernt. In der einbrechenden Dunkelheit packten Adriennes Mann und ihr Sohn die im Dunkeln gänzlich hilflose Pute in einen Karton und brachten sie in ihren Hühnerstall.

»Könnt ihr euch einen schönen Weihnachtsbraten von machen«, meinte Dirk Intemann gut gelaunt. Aber Adrienne und Heiner entschieden, die Pute zu behalten und ihr einen Namen zu geben: *Liberté*.

»Sie hat es geschafft, sich von den anderen abzusondern, und die Freiheit gewählt«, sagte Adrienne. »Das hat ihr das Leben gerettet.«

Liberté hat mit den paar Hühnern die schwierigen drei Monate der Stallpflicht gut überstanden. Die Hühner sitzen nachts auf ihrer Stange, die Pute in einem Karton mit Stroh auf dem Boden. Inzwischen ist Liberté eine lokale Berühmtheit, weil Heiner sich einen Spaß daraus macht, zu erzählen, Adrienne und er hätten einen Flüchtling bei sich aufgenommen, der dem Transport in ein hochgefährliches Lager entkommen sei; völlig verängstigt und durchnässt habe er versucht, sich in einem Graben vor den vorbeifahrenden Autos zu verbergen. Sie böten ihm nun Kost und Logis. »Den behalten wir.«

Adrienne ist ärgerlich auf diese Story: »Mit der Not der Flüchtlinge treibt man keinen Spott.«

Ich beruhige sie: »Jetzt, wo hier überall Flüchtlinge untergebracht sind und die Trommlergruppe der Ivorer aus dem Flecken beim Kreisfeuerwehrfest auftritt, ist so ein Scherz für Heiner doch Ehrensache.«

Die neueste Nachricht von Liberté: Sie hat wieder ein Ei gelegt. Sie macht einfach mit dem weiter, was ihre Lebensaufgabe als Zuchtpute gewesen war.

Die orangerot aufquellenden Feuerbänder heute Morgen erstrahlten vor einem beruhigt ins Bläuliche zurücktretenden Himmel. Endlich hatte ich die Leine in der Hand und wollte los, da schießt eben die Sonne ihr erstes weißes Licht durch die Hecke, zersiebt die Sträucher, das Geäst der drei Nachbareichen, überblendet das Schuppendach. Sein Schatten so tief, dass es den Schuppen nicht mehr gibt, den Zaun auch nicht mehr. Gartenbewuchs, Gebäude, alles, was hier gewöhnlich vor sich hin existiert, sein Recht verlangt, Geschäftigkeit anzettelt, nun durchlöchert und aufgelöst in unterschiedlichste Lichtsiebe. Sonnenaufgang am dreiundfünfzigsten nördlichen Breitengrad, neunter Längengrad Ost, soundso viele Dezimalstellen. Die Zeit beim Vergehen beobachten. Wo der Moment alle Zeit wird, heilige Sekunden lang. Plötzlich wird so etwas wie Zeitlosigkeit vorstellbar, Überzeit, wiederkehrende, sich umkehrende Zeit: Alles in diesem Augenblick – hier. Die ganze Gegend, die abgekartet und durchdefiniert ist, flach, die nie eine bevorzugte war und aus der die Leute im Lauf der Jahrhunderte immer wieder abgewandert sind – als hätte ich gerade unter ihrem Himmel einen Platz gefunden, in der Zeit des Sonnenaufgangs, oft auch ihres Untergangs, als sei das mein Platz.

»Ich werde gelebt haben, wir werden gelebt haben, du auch«, sagte ich zur Hündin.

Sie sprang, ja tänzelte fast die vier Stufen vor der Haus-

tür hinauf und hinunter: Auf, los! Schon außer sich in der Erwartung, dass es ist wie jeden Morgen: wir – zusammen – hinaus! Meistens lasse ich mich von ihrem morgendlichen Glück anstecken, das sie zu durchglühen scheint und sich schon in der Erwartung erfüllt, die durch die tägliche Wiederholung tiefer und tiefer greift. In unserer Hündin beweist sich Kierkegaard jeden Tag neu: »Wer die Wiederholung gewählt hat, lebt. Die Wiederholung ist das tägliche Brot, das mit Segen sättigt.« Wäre sie des Schreibens mächtig, unsere Hündin unterschriebe das.

Unterwegs traf ich Stani, Muttersprache russisch, Lieblingsautor Nietzsche, er lief zu seiner Baustelle. Er hatte bereits mit seiner Frau und den Kindern gefrühstückt. Wir führten unser immer ähnliches Freundschaftsgespräch – über die Rehe, den Schwarzspecht am Waldrand. Stani erzählte, wie dieser heute auf seinen Zuruf geantwortet habe, der Specht antwortet ihm meistens. Und über den Sonnenaufgang: Wer von uns beiden gerade wo genau war, an welcher Stelle in Dorf oder Landschaft, als die Sonne am Horizont erschien, und wie der Himmel sich heute gab.